

1/07 Die Zweite Generation

In dieser Ausgabe:

- Leitartikel und Editorial
- „Der 'Anschluss' - How could it ever, ever happen!?!“
- „Der Holocaust wird mich mein Leben lang beschäftigen“
- „Da war immer dieser Widerspruch“
- Gedenkdienst im Altersheim „Adolfo Hirsch“
- Clash of Narratives
- Im Land der Abwehrkämpfer

„Was wir wussten, bekamen wir eher über das Schweigen vermittelt.“

Post-Nazi-Österreich ist für die Kinder von Holocaust-Überlebenden ein kompliziertes und emotionales Thema. Der Umgang mit der eigenen Familiengeschichte sieht deshalb mitunter sehr unterschiedlich aus. Die Bandbreite an Zugängen reicht von keinem Interesse an post-Nazi-Österreich bis hin zur aktiven Teilnahme am österreichischen gesellschaftlichen Diskurs. Yossi Gutmann und Eva Grudin gehören zu jenen, die aktiv ihre eigene Vergangenheit aufarbeiten. Sie gründeten die KünstlerInnen-Kooperative "To Counter Act", die sich gegen Rassismus und Antisemitismus in Österreich einsetzt. Für GEDENKDIENTST sprachen sie über ihre Erfahrungen in Österreich, über ihre Familiengeschichte und über den Zustand des Landes heute.

Emigration

Eva Grudin: Ich wurde in Shanghai geboren. Meine Eltern waren aus Nazi-Österreich nach Shanghai geflohen und nach dem zweiten Weltkrieg nach Wien zurückgekehrt. So verbrachte ich einige meiner ersten Lebensjahre im Nachkriegs-Wien. Ich persönlich habe sehr schöne Kindheitserinnerungen an diese Nachkriegsjahre in Wien. Natürlich erzählte mir niemand, was davor in Nazi-Österreich geschehen war. Ich erinnere mich, dass wir Kinder viel Spaß dabei hatten in den ausgebombten Ruinen zu spielen. Unter dem Displaced-Persons-Act konnten wir dann Anfang der 50er Jahre in die USA emigrieren.

In den USA angekommen, erlebte ich einen großen Schock. Plötzlich veränderte sich meine ganze Umgebung, ich musste Englisch lernen etc. Lange Zeit behielt ich also diese schönen frühkindlichen Erinnerungen an Österreich. Als ich dann mit 21 Jahren nach Österreich reiste, identifizierte ich mich sehr mit Österreich und so trug ich dann am Land sogar ein Dirndl.

Yossi Gutmann: Ich wurde in Israel geboren. Mein Vater stammte aus Litauen, nur wenige Verwandte von ihm überlebten die Shoah. Meine Mutter wurde in Israel geboren, ihre Familie stammte aus der Bukowina. Ich selbst lebe seit den späten 80er Jahren in Österreich. Meine Tochter wurde in Österreich geboren.

Schweigen

Eva Grudin: Das Dilemma der zweiten Generation ist, dass fast niemand Eltern hatte, die wirklich darüber sprechen konnten. Alles, was wir wussten, bekamen wir eher über das Schweigen vermittelt als über das Gesprochene. Langsam begann ich eine unausgesprochene Geschichte zu begreifen. Niemand sprach über den Holocaust, wenn dann sprach man über den „Krieg“. Ich hörte dann vielleicht von meinen Eltern: „Unsere Eltern wurden von Hitler ermordet“, als hätte er persönlich sie ermordet. Das wurde dann vielleicht mal erwähnt und dann wurde wieder für Jahre über dieses Thema geschwiegen. Ja, ich habe die Geschichte über das Schweigen vermittelt bekommen. Ich wusste nur, dass viele Verwandte einfach fehlten. Ich wusste, dass es da diesen riesigen Abgrund gab, dass ich keine Großeltern hatte.

Zurückkommen

Eva Grudin: Bei Reisen nach Wien begann ich zunehmend die Tragödie meiner Familie zu begreifen. Ich interessierte mich, wo meine Eltern gelebt hatten, und fragte mich, was passieren würde, wenn ich zu ihrer ehemaligen Wohnung gehen würde. Gibt es dort vielleicht noch Sachen von ihnen? Wenn man einmal beginnt sich mit der Vergangenheit von Nazi-Österreich zu beschäftigen, dann lässt es einen einfach nicht mehr los. Man fragt sich in jeder Gasse, in jeder Straße in Wien, wer hier wohl wohnte, wer von hier wohl deportiert wurde und auch wer wohl jetzt dort wohnt.

Nachdem meine Tante Ida in Wien gestorben war, konnte ich für mehrere Jahre nicht mehr nach Wien zurückkehren. Tante Ida war Zahnärztin gewesen. Sie überlebte den Holocaust in England, wo sie viele, viele andere jüdische Flüchtlinge als Putzfrau arbeiten musste. Sie sprach fast nie über diese Zeit in England. Es muss sehr demütigend für sie gewesen sein Toiletten putzen zu müssen. Doch gleichzeitig konnten die Flüchtlinge diese Wunden nicht verarbeiten, man konnte nicht wirklich darüber sprechen, da das selbst erlittene Leid in keinem Fall vergleichbar war mit dem, was den ermordeten Verwandten angetan worden war. In Shanghai haben wir jüdischen Flüchtlinge ja auch in extremer Armut gelebt. Das kleine jüdische Ghetto, die bittere Armut, all das war aber kein Thema, denn wir hatten ja zumindest überlebt.

Sprachidentität

Eva Grudin: Als ich in den USA ankam, musste ich ja erst einmal Englisch lernen. Weiters musste ich sehr hart daran arbeiten meinen deutschen Akzent zu verlieren. Es ist eigenartig, wenn ich daran denke, dass ich heutzutage in meiner Muttersprache einen englischen Akzent habe. Der Klang des Wienerischen hingegen geht mir bis heute noch sehr nahe.

Erster Eindruck

Yossi Gutmann: Am Anfang hatte es mir gefallen oder ich wollte zumindest dass es mir gefällt. Ich bin Musiker und deshalb hat Österreich viel für mich bedeutet. Nach und nach aber bemerkte ich, dass die große musikalische Vergangenheit von Österreich Vergangenheit ist - ein billiges Klischee, das dafür erhält Mozartkostüme zu verkaufen Vor den Nazis war Wien ein sehr wichtiges Zentrum für die Musik, aber Nazi-Österreich vernichtete diese Kreativität nachhaltig.

Ein verstörendes Erlebnis von meiner ersten Zeit in Österreich (Ende der 80er Jahre) bleibt mir stark in Erinnerung: Meine Frau und ich saßen in einem Lokal, in einem Beisl, als wir bemerkten, dass eine Gruppe älterer Männer sich am Nachbartisch lautstark über ihre Kriegsvergangenheit unterhielt. Sie erzählten von Erschießungen von Zivilisten in verschiedenen Dörfern und von ihren „Abenteuern“ bei der SS. Besonders schockierend war, wie stolz diese österreichischen Mörder auf Ihre Verbrechen waren.

Rassistische Propaganda

Yossi Gutmann: Rassistische Schmierereien, die man überall in Wien antrifft, erinnern in ihrer Sprache an die Nazis. Heute liest man „Neger raus“, früher „Juden raus“. Besonders schockierend ist aber auch der ignorante Umgang der Behörden mit diesen überall aufzufindenden Schmierereien. Am Bahnhof in Eisenstadt habe ich monatelang intervenieren müssen, bis endlich einige Hakenkreuze übermalt wurden. In Österreich ist zwar Nazi-Propaganda verboten, trotzdem bleiben rassistische und neonazistische Parolen einfach stehen.

Eva Grudin: Zu meiner Second Generation Identity gehört als zentraler Teil, gegen Antisemitismus und Rassismus in Österreich aufzustehen. Es ist wichtig sich zu äußern, es ist wichtig Position zu beziehen. Das ist, was wir mit unserem Kunstprojekt erreichen wollen: To Counter Act!

Antisemitismus

Yossi Gutmann: Antisemitismus ist sehr weit verbreitet in Österreich und kommt sowohl von rechts wie von links. Man findet ihn bei allen politischen Parteien und in den Medien. Wenn man sich zum Beispiel die Nachrichten im Fernsehen ansieht, merkt man, wie weit verbreitet der Antisemitismus in Österreich ist. Einen latenten Antisemitismus beobachte ich auch in den Radionachrichten. Ich denke, es sollte inakzeptabel sein, dass Leute in den Medien über Juden in dieser vorwurfsvollen oder gar hasserfüllten Stimme sprechen, welche die Zuhörer unbewusst manipuliert. Besonders eindeutig wird der antijüdische Konsens, wenn man den vollkommen verzerrten Blick auf den arabisch-israelischen Konflikt in der post-Nazi Gesellschaft Österreichs betrachtet. Jeden Tag werden Raketen von Gaza auf Israel abgeschossen und in den österreichischen Medien gibt es niemanden, der darüber berichtet. Die Nachrichten in Österreich berichten hochgradig manipulativ, so-dass die Menschen glauben, Israel sei der „Aggressor“.

Neuer Antisemitismus

Yossi Gutmann: Es ist sehr beängstigend zu sehen, wie der arabische Antisemitismus und Hass auf Israel in der Linken Fuß gefasst hat. Die Linke war einige Zeit die Hoffnung für jüdische Menschen. Doch heute erleben wir, wie weite Teile der Linken Vorurteile und Propaganda gegen Juden und Israel aus der arabischen Welt übernommen haben. In der arabischen Welt ist antisemitischer Hass leider weit verbreitet. Das ist sehr traurig, denn traditionell gesehen haben Araber und Juden lange Zeit friedlich miteinander gelebt. Heute hingegen verwenden arabische Antisemiten dieselben Bilder und dieselbe Sprache wie zuvor Hitler. Da der arabische Antisemitismus aber größtenteils ein Import des europäischen Nazi-Antisemitismus war, schließt sich nun der Kreis wieder. Über den Weg durch die arabische Welt hat der alte Hass auf Juden heute wieder Platz in der europäischen Mitte gefunden.

Hoffnungen

Yossi Gutmann: Meine Hoffnung für Österreich sind die Menschen, die ich über meine kulturelle Arbeit kennen lerne - Menschen die gegen Rassismus und Antisemitismus auftreten und unser Projekt unterstützen.

Emil Rennert,
GDler am Leo Baeck Institute, NY

Flucht nach New York

Als "Land der unbegrenzten Möglichkeiten" waren die Vereinigten Staaten für viele Juden und Jüdinnen schon lange vor der Machtübernahme der Nazis in Deutschland ein begehrtes Reiseziel. Die erste jüdische Gemeinde wurde 1654 in New York gegründet. Vor allem diese Stadt mit ihrer multikulturellen Gesellschaft galt als Zufluchtsort, an dem bessere Jobs und mehr Chancen winkten. Hunderttausende verfolgte machten sich vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg auf den Weg über den Atlantik, den Reichsfluchtsteuer, Ausreisegenehmigungen, aber auch strikte Einreisquoten erschwerten. In der neuen Welt angekommen, mussten sie - meist noch ohne jegliche Englischkenntnisse - beginnen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Sie versuchten sich möglichst schnell

an die amerikanische Gesellschaft und Sprache anzupassen. Sie nahmen auch einen starken US-Patriotismus an, unterstützten vor allem Roosevelt und die Demokraten. Um als "echte" Amerikanerinnen, keinesfalls als „enemy aliens“, wahrgenommen zu werden, sprachen sie Deutsch nur mehr in Hinterzimmern. Das führte zwar zu einer schnellen Integration, aber auch dazu, dass kulturelles Erbe verloren ging - die zweite Generation beherrschte beispielsweise häufig nur noch Englisch.

Das Leben der Flüchtlinge wurde zusätzlich durch einen ausgeprägten Antisemitismus erschwert. In New York zwar kaum vorhanden, reichte er jedoch vor allem in ländlichen Gebieten während der 1930er Jahre von der Bildung antisemitischer und nationalsozialistischer Organisationen bis hin zu gewaltsamen Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung. Nach dem Kriegseintritt der USA wurden diese Gruppen zwar schnell verboten, Jüdinnen und Juden hatten allerdings zum Beispiel noch bis in die 1950er Jahre nur beschränkten Zutritt zu manchen Hotels und Universitäten.

Heute ist New York mit knapp unter zwei Millionen Jüdinnen und Juden nach Tel Aviv die zweitgrößte "jüdische" Stadt der Welt. Trotz der Gräueltat der Shoah, die bei den Vertriebenen tiefe Wunden hinterlassen haben, floriert in den folgenden Generationen ein selbstbewusstes Judentum.

E.R./T.R.

Austrian Heritage Collection

Seit 1996 befasst sich die Austrian Heritage Collection (AHC) mit der österreichisch-jüdischen Emigration in die Vereinigten Staaten. Die Idee zu dem Projekt geht auf Matthias Krön zurück, den ersten Gedenkdienstleistenden am Leo Baeck Institute (LBI) in New York. Das Herzstück der am LBI angesiedelten Sammlung sind Oral-History Interviews, die von den Gedenkdienstleistenden mit jüdischen Exil-ÖsterreicherInnen geführt werden. Neben den oft traumatischen Erlebnissen in Österreich liegt dabei das Augenmerk auf Immigration und Integration der ExilantInnen in den USA. Während die Interviews den Schwerpunkt der Arbeit an der AHC darstellen, machen Fragebögen, die mit Hilfe des Nationalfonds der Republik Österreich verschickt werden, den Großteil der Sammlung aus. Bisher umfasst sie über 5300 ausgefüllte Fragebögen von Personen aus allen Bundesstaaten. Zusätzlich bearbeiten und archivieren die Gedenkdiener am Leo Baeck Institute von Emigrantinnen gespendete Sammlungen von Dokumenten, Fotos und persönlichen Erinnerungsstücken.

E.R./T.R.

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Wie gehen die Kinder von Überlebenden mit der Shoah und der Geschichte ihrer Eltern um? Die Frage verlangt nach einer Vielzahl von Antworten, so differenziert, wie die Biographien - auch abseits der unterschiedlichen Erfahrungen von Verfolgung - eben sind. Die große Zahl aber ist schon angesichts des uns zur Verfügung stehenden Platzes ein Problem. Um so mehr schien es sinnvoll, Kinder von Überlebenden selbst zu Wort kommen zu lassen. Drei Interviews, geführt von Gedenkdienstleistenden in London, New York und Buenos Aires, eröffnen Perspektiven auf die „Zweite Generation“.

Die übliche Tätigkeit der GDler an den genannten Orten fokussiert sich allerdings auf die Angehörigen der "Ersten Generation", sei es durch Organisation von Zeitzeuginnenprogrammen, durch lebensgeschichtliche Interviews, Unterstützung bei Behördenwegen oder als Teil des Betreuungsteams in einem Altersheim. So haben die Gedenkdienstleistenden am Leo Baeck Institute in New York seit 1996 die Austrian Heri-tage Collection, eine bedeutende biographische Sammlung, aufgebaut. Die Salzburger Historikerin Maria Ecker berichtet über ein Forschungsprojekt, das sich auf dieses Material stützt. Auch in Buenos Aires steht der Kontakt mit Emigrantinnen im Zentrum des Gedenk-diensts an zwei verschiedenen Einsatzstellen. Georg Sommerbauer präsentiert in einem ausführlichen Beitrag den „hogar Adolfo Hirsch“.

Seite 6 und 7 folgen dann anderen Pfaden: In Gedenkdienst 1/06 hat sich Florian Wenninger mit den „New Histo-rians“ in Israel und ihrer Dekonstruktio-n der nationalen Geschichte befasst. Dieses Thema wird nun mit einer durch den Redakteurswechsel bei „Gedenkdienst“ induzierten Verzögerung wieder aufgenommen. Der Journalist und Autor Karl Pfeifer reagiert auf Florian Wen-ningers Artikel und bezieht eine Gegenposition.

Zuletzt ein Blick nach Kärnten — Lisa Rettl schreibt über Oskar Kraus, Abwehrkämpfer und Bürgermeister von Villach in der NS-Zeit.

Oliver Kühschelm
Chefredakteur GEDENKDIENTST

„Der 'Anschluss' - how could it ever, ever happen!?!“

Erinnerungen an den März 1938: Eine Projektbeschreibung

Seit ihrer Gründung 1996 ist die „Austrian Heritage Collection“ zu einem beeindruckenden Quellenkorpus an autobiographischen Zeugnissen von österreichisch-jüdischen Immigrantinnen in den USA gewachsen. Das Forschungsprojekt „Die Austrian Heritage Collection: Schriftliche und Mündliche Erinnerungen von österreichisch-jüdischen Immigrantinnen in den USA“ hat sowohl eine erste quantitative als auch qualitative Analyse der gesammelten Quellen zum Ziel. Ein spezieller Fokus liegt auf der detaillierten Auswertung der Erinnerungen an den „Anschluss“ im März 1938.

Der quantitativ wichtigste Bestandteil der „Austrian Heritage Collection“ sind die *questionnaires*, die mittels 34 offener Fragen die Lebensgeschichten und Erfahrungen von österreichisch-jüdischen Immigrantinnen erkunden. Für das laufende Forschungsprojekt ist eine dieser Fragen von besonderem Interesse, nämlich jene nach den Erfahrungen der „Anschluss“-Tage.² Bei der Auswertung geht es nun nicht nur darum, einen detaillierten Blick darauf zu werfen, welche Erfahrungen erwähnt werden (z.B. physische und psychische Gewaltakte, Hilfe von Nachbarn, ...), sondern auch darauf, *wie* darüber erzählt wird. Die nicht weniger als 1211 „Anschluss“-Erinnerungen, die bisher gesammelt worden sind, bieten eine einzigartige quantitative Quellenbasis, um neben der inhaltlichen Ebene methodische Einblicke in etwaige geschlechts-, Schicht- und altersspezifische Unterschiede des Erinnerns und Erzählens zu gewinnen.

Die Antworten in den Fragebögen geben eine große Bandbreite an Erfahrungen wieder und vermitteln einen Eindruck, wie die österreichische jüdische Bevölkerung den Abend, an dem „die Hölle ausbrach“³ (und die Tage danach) erlebt hat. Oder, anders ausgedrückt: Wie *ein Teil* der österreichischen jüdischen Bevölkerung diese Tage *erinnert*.

Schon ein paar ausgewählte Beispiele zeigen, wie sehr die Antworten in Inhalt, Länge, und Struktur variieren, und lassen so das weite Spektrum an gesammelten Erinnerungen erahnen. Heien Andis etwa berichtet zunächst ausführlich über das Schicksal ihres Verlobten Jura Soyfer, bevor sie auf ihre eigenen Erfahrungen zu sprechen kommt: *„I facilitated my father's emigration to England together with a half sister aged 6. Both my mother and later my step mother died before Hitler. The 'impact person-ally' was devastating and I have never recovered and never felt that I belonged even though I suppose I should consider myself lucky. It broke my heart.“* Völlig anders die Darstellung von Edward Greif, den der sachliche Charakter des Fragebogens eine ebenso nüchterne Antwort entlockt: *„Unable to work. Father lost Job. I was arrested. Father arrested - killed at Buchenwald.“* Immer wieder wird in den Antworten auch das Ringen um Worte in dem Versuch, das Geschehene zu begreifen, deutlich. Das manifestiert sich sprachlich auf unterschiedliche Weise - im ersten Satz der ausführlichen Antwort von Paula Willmann zum Beispiel in folgender Form: *„Der 'Anschluss' - how could it ever, ever happen!?!“*

Maria Ecker,
Historikerin

Kontakt für nähere Informationen zu dem Projekt: Maria.Ecker@sbg.ac.at, 0662/8044-4189

Projektträger ist das Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte (Universität Salzburg), Projektleiter Ao. Univ. Prof. Dr. Albert Lichtblau, Projektbearbeiterin Dr. Maria Ecker. Laufzeit: Juni 2006 - Mai 2008. AHC Questionnaire II, Frage 2.1.: How was your time spent during and after the „Anschluss“? What was the impact of the „Anschluss“ on you personally? (Were you expelled from school? Did you or somebody in your family lose your /their Jobs? Were your apartments/houses looted? Were you (or members of your family) persecuted? Were you/they forced to scrub the streets?). Zuckmayer, Carl: Als war's ein Stück von mir. Erinnerungen. Hören der Freundschaft. Hamburg, 1972, S. 61.

„Der Holocaust wird mich mein ganzes Leben lang beschäftigen...“

Geschichte und Realität. Wie Kinder von Überlebenden damit umgehen.

Janette ist 35 und Office Manager am London Jewish Cultural Centre. Ich hatte neulich das Privileg, sie über ihre Erfahrungen und Gedanken als Tochter eines Holocaust Überlebenden zu befragen.

Wie bzw. wann fandest Du heraus, dass Dein Vater ein Überlebender des Holocausts ist?

Während der ersten, etwa 25 Jahre meines Lebens wusste ich nur sehr wenig über meinen Vater. Ich wusste nur, dass er ein Holocaust Überlebender ist. Er sprach nie über das, was er durchgemacht hatte, und ich traute mich nicht zu fragen. Er ließ nur gelegentlich Bemerkungen fallen. Wenn ich mich manchmal über Kälte beklagte, meinte er, dass er schon -60°C überstanden hatte. Oder wenn ich mich über hartes Brot beschwerte, erwiderte er, dass er schon verschimmeltes Brot gegessen hatte.

Als der Film „Schindlers Liste“ in die Kinos kam, änderte sich das. Ich arbeitete damals für die Firma, die die Europa Premiere organisierte, und war eng eingebunden in die Planungen. Es mag lächerlich klingen, aber dieser Film gab mir schließlich den Anstoß, Nachforschungen über meine eigene Familie anzustellen, und ich begann, meinem Vater Fragen zu stellen.

Was hast Du dabei erfahren?

Nicht viel. Er spricht nicht gern und nur sehr wenig über diese Zeit seines Lebens. Soweit ich weiß, lebte er in einer Stadt namens Sanok in Polen. Kurz bevor die Deutschen diesen Ort erreichten, flohen er und einige andere in die Berge. Später würden sie von russischen Soldaten aufgegriffen und nach Yakutz in Sibirien verbracht, vermutlich in ein Arbeitslager. Seine Eltern starben dort, soweit ich weiß, an Hunger. Ansonsten weiß ich nur, dass er 1955 als einer der letzten von einem DP-Camp in Salzburg nach England gebracht wurde. D wurde vom „Jewish Refugees Commit-tee“ (JRC), einer Abteilung des „Central British Fund for World Jewish Relief“, organisiert, für das ich später zufällig arbeitete. Erst nach einiger Zeit fand ich heraus, dass sie es waren, die meinen Vater nach England gebracht hatten.

Seine Geschichte wurde vom JRC aufgezeichnet. Er wollte mir aber nicht die Erlaubnis geben, in seine Akte Einsicht zu nehmen.

Hatte Dein Vater Geschwister, weitere Verwandte?

Mein Vater hat einen älteren Bruder, der nach dem Krieg in die USA emigrierte. Mein Vater wollte eigentlich mit ihm gehen, da er aber keine Ausbildung hatte - er war erst 12, als er vor den Deutschen floh - wurde ihm die Einreise verweigert. Nach mehr als 25 Jahren sahen die beiden sich zum ersten Mal Anfang der 80er Jahre wieder und ich hatte die Gelegenheit meinen Onkel kennen zu lernen. Es war so unglaublich ergreifend, als sich die beiden erwachsenen Männer heulend wie kleine Kinder in die Arme fielen. Sie schienen aus zwei Welten zu stammen - mein Vater versuchte sich der neuen Umgebung anzupassen, vor allem in seinem Erscheinungsbild, sein Bruder hingegen trug einen langen Bart und schwarze Kleidung, wie sie bei den Chassidim üblich ist - auf einmal waren sie wieder eine Familie.

Dann waren da noch zwei Schwestern, vielleicht noch eine dritte, eine Zwillingsschwester einer der beiden anderen. Die Informationen, die mein Vater mir gegeben hat, sind nur sehr vage. Eine der Schwestern überlebte in Polen und hat dort einen Katholiken geheiratet. Ich weiß nicht, ob sie je konvertiert ist, jedenfalls ist sie sehr stark assimiliert. Eine andere lebte in Israel.

Diese Informationen konnte ich meinem Vater immer nur Stück für Stück entlocken. Als ich 10 Jahre alt war, meldete sich ein junger Schweizer bei uns, der Ahnenforschung betrieb und mir von weitschichtigen Verwandten berichtete, die verstreut auf der ganzen Welt leben. Davor habe ich mir noch gedacht, ich hätte gar keine Familie. Er war es auch, der mir die Namen meiner Großeltern nannte.

Wie hat Dich diese Suche nach Deiner Familie und deren Vergangenheit verändert?

Zunächst muss ich sagen, dass ich heute sehr viel mehr Respekt vor meinem Vater habe. Ich war ein sehr schlimmes Kind, war ständig unzufrieden und habe sehr viel gestritten, vor allem mit meinem Vater. Heute tut mir das sehr leid und ich hoffe, dass ich es wieder gut machen kann.

Ich habe dann auch bald begonnen, mich mit anderen in Verbindung zu setzen, die Nachkommen von Holocaustüberlebenden sind und auch gezielt therapeutische Hilfe gesucht. Das hat dazu geführt, dass ich mich heute besser verstehe. Jetzt verstehe ich z. B., warum ich immer Panik bekomme, bevor ich zu einer Reise aufbreche und packen muss: „Was packe ich ein von meinem Leben?“

Am 26. Jänner hatten wir ja am LJCC die Gedenkveranstaltung zum „Holocaust Memorial Day“. Wie geht es Dir bei solchen Veranstaltungen und wie ganz allgemein mit der Erinnerung an den Holocaust?

Dazu habe ich gemischte Gefühle. Als z. B. einmal zu einer Schweigeminute in Erinnerung an die Opfer des Holocausts aufgerufen wurde, dachte ich mir nur: „Sagt mir nicht, wie ich gedenken soll. Ich tue das schon mein ganzes Leben!“

Andererseits, die längste Zeit meines Lebens konnte ich mich gar nicht mit der Geschichte und der Erinnerung an den Holocaust beschäftigen, ich fürchtete mich zu sehr davor. Diesbezüglich habe ich einen sehr starken Verdrängungsmechanismus entwickelt. Ich kann mich z. B. nicht erinnern, in der Schule darüber etwas gelernt zu haben. Und ich besuchte eine jüdische Schule.

Mich fasziniert der krasse Gegensatz zwischen meinem Vater, der nie über seine Erfahrungen spricht und anderen Überlebenden, die das ständig tun, indem sie an Schulen Zeitzeugenberichte geben.

Ich halte es für sehr wichtig, dass sie ihre Erfahrungen den Schülern weitergeben und dass ihr Vermächtnis erhalten bleibt.

Wenn wir schon beim „Gedenken“ sind - du hast als einzige am „London Jewish Cultural Centre“ die Zusammenarbeit mit Gedenkdienst von Anfang an verfolgt. Wie waren Deine Erfahrungen?

Zunächst war ich sehr skeptisch, mit Nachfahren von potentiellen Tätern zusammen zu arbeiten und ich glaube, die Holocaust-Überlebenden, mit denen die Gedenkdiener zusammenarbeiten, empfinden so ähnlich. Ich befragte noch die ersten drei genau über die Geschichte ihrer Familie während des 2. Weltkriegs.

Aber das hat sich stark geändert. Die Jungs waren immer wunderbare und einzigartige Menschen, einer zählt heute sogar zu meinen besten Freunden. Ich halte Gedenkdienst für ein ganz tolles Programm, das mehr Unterstützung bekommen sollte.

Meine Einstellung hat sich durch die Begegnung mit den Gedenkdienern geändert. Ich habe immer gesagt, dass ich nie nach Deutschland oder Österreich reisen möchte. Letzten Herbst war ich in Wien, weil ich heute dort so viele Freunde habe dank Gedenkdienst. Alle waren so unglaublich gastfreundlich und ich habe jeden Augenblick der Reise genossen.

Der Holocaust wird mich mein ganzes Leben lang beschäftigen und ich hoffe, dass ich eines Tages damit umgehen kann.

Johann Kirchknopf,
GDler am LJCC

Das "London Jewish Cultural Centre"

Das „London Jewish Cultural Centre“ (LJCC) steht heute im Zentrum einer blühenden und selbstbewussten jüdischen Gemeinde. Entstanden war es jedoch als Reaktion auf einen Identitätsverlust, den Robin Spiro, Oxford-Absolvent und erfolgreicher Geschäftsmann konstatierte. Er gründete 1978 das „Spiro Institute“ (vor einigen Jahren in LJCC umbenannt), das sich die Vermittlung jüdischer Kultur in all ihren Facetten zum Ziel setzte.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Zentrums ist die Bekämpfung von Antisemitismus und Rassismus. Deshalb wurde das „Holocaust and Antiracism Education Department“ eingerichtet, in dem seit 1997 auch Gedenkdiener arbeiten. Sie sind verantwortlich für das „Speaker Programme“ und vermitteln jährlich weit über hundert Zeitzeuginnengespräche, Tendenz steigend. Die Berichte der etwa 70 Holocaust-Überlebenden, die in dem Programm tätig sind, erreichen jährlich tausende Schülerinnen und Studentinnen. Weiters werden Seminare und Konferenzen organisiert, sogar auf internationaler Ebene, z. B. in China oder Weißrussland.

J.K.

Links:

http://www.somethingjewish.co.uk/articles/844_about_the_spiro_ark.htm

<http://www.ljcc.org.uk>

„Aber da war immer dieser Gegensatz, dieser Widerspruch“

Interview mit Silvia Riegner

Die Psychologin Silvia Riegner wurde 1943 in Buenos Aires als Tochter der Exilösterreicher Laura Dawid Lux und Kurt Lux geboren. Ihre Mutter hatte 1918 in Galizien das Licht der Welt erblickt, verbrachte aber Kindheit und Jugend in Wien. Ihr Vater Kurt Lux wurde 1914 geboren und ergriff den Beruf des Textiltechnikers. Als Juden sahen sich die beiden 1938 gezwungen die Flucht zu ergreifen. Das Interview wurde in spanischer Sprache geführt.

Wie und wann kamen Ihre Eltern nach Argentinien?

Mein Vater reiste im Juli 1938 nach Argentinien und holte seine Freundin (meine Mutter) und seine Mutter mittels einer llamada ins Land. Meine Mutter kam Anfang April 1939 nach Argentinien und heiratete meinen Vater wenige Tage später am 13. April.

Redete man bei Ihnen zuhause über die Flucht und über das Leben vor Argentinien?

Sehr viel. Ich denke, das Erzählte hat meinen Bruder und mich stark geprägt. Es war sehr hart, das alles zu hören. Viele meiner Verwandten sind in KZs ums Leben gekommen... Vor allem meine Mutter hat sehr stark darunter gelitten. Mein Vater hatte das Glück, nur wenige Angehörige in der Sho'a zu verlieren.

Meine Eltern haben Österreich immer geliebt, aber da war immer dieser Gegensatz, dieser Widerspruch. Die beiden sind später auch wieder nach Österreich gereist, und es hat Ihnen gefallen. Doch niemals wieder würden sie dort leben können, das haben sie mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht.

Welches Bild von Österreich ist Ihnen von ihren Eltern vermittelt worden?

Ich habe zwei verschiedene Bilder von Österreich in meinem Kopf: Eines bezieht sich auf die Zeit vor dem Anschluss und eines zeigt die Geschehnisse danach. Wie gesagt, meine Eltern hatten eine sehr innige Beziehung zu Österreich. Nach 60 Jahren in Argentinien fühlten sie sich noch immer mehr als Österreicher denn als Argentinier. Meine Eltern waren gute Staatsbürger. Genauso wie meine Großeltern. Sehr anständige Leute, überall gerne gesehen. Als Hitler in Österreich einmarschierte und einige Nazi-Schergen in das Gebäude eindrangen, in der sich die Wohnung meiner Großeltern mütterlicherseits befand, versteckten die Nachbarn meine Großeltern und meine Mutter bei sich. Auf die Frage, ob sich in diesem Haus Juden befänden, schüttelten alle den Kopf.

Unsere Familie oder besser die beiden Familien, die meines Vaters und die meiner Mutter, waren äußerst beliebt, hatten eine gute Stellung in der Gesellschaft. Meine Großeltern mütterlicherseits sind leider Gottes nicht nach Argentinien nachgereist, sondern gingen nach Belgien, wurden dann dort gefangen genommen und in Konzentrationslager gebracht.

Viele Österreicher, mit denen meine Mutter und mein Vater in Kontakt standen, beschützten und halfen ihnen, wo sie nur konnten. Es waren auch Österreicher, die meinen Großeltern halfen, versteckt nach Belgien zu gelangen. Mein Großvater (mütterlicherseits) war Sozialdemokrat und alle seine Freunde waren gegen den Nazismus.

Meine Eltern hatten also das große Glück Menschen zu kennen, die sich gegen den breiten Strom stellten. Dass die Mehrheit der Österreicher aber mit den Nazis sympathisierte, das konnten sie diesem Land niemals verzeihen.

Sprach man in Ihrer Familie in Argentinien noch Deutsch?

Ja. Die erste Sprache, die ich lernte war Deutsch. Wir besuchten außerdem eine deutsche Schule in Palomar, in der Provinz Buenos Aires, wo wir wohnten. Unser Kontakt mit der jüdischen deutschsprachigen Bevölkerung in Buenos Aires war auch sehr intensiv.

Hatten ihre Eltern Schwierigkeiten sich in die argentinische Gesellschaft zu integrieren?

Sehen Sie, sie hatten ihre Heimat verlassen müssen, der Schmerz darüber saß tief. Ich denke, es ist nie leicht, sich als Vertriebener einem neuen Kulturkreis anzupassen. Aber sie wurden hier herzlich empfangen. Spanisch haben sie Schritt für Schritt gelernt, und dort wo sie wohnten, wurden sie sehr gut aufgenommen, wurden stets von allen gemocht.

Sie hatten sowohl ihre deutschsprachigen als auch ihre argentinischen Freundeskreise. Eine gute Mischung der beiden Kulturen, wenn Sie so wollen. Buenos Aires ist ein multikultureller Ort. Die Italiener, die Spanier, die Araber, die Juden... Natürlich gab und gibt es trotz allem viele Vorurteile und Anfeindungen. Der Antisemitismus ist auch nie ganz verschwunden.

Meine Eltern waren glücklich in Argentinien, sie passten sich an, behielten aber auch viel von ihrem österreichischen Wesen.

Österreichisches Wesen.. was darf man sich darunter vorstellen?

Zum Beispiel Pünktlichkeit. Das haben sie auch auf uns Kinder übertragen. Dann die frühen Essenszeiten, die Jause, die österreichischen Gerichte. Und ich habe viele dieser Traditionen weiter geführt.

Waren Sie selbst schon einmal in Österreich?

Zweimal; ganz spezielle Erfahrungen waren das...

Ich möchte voranstellen, dass mich vieles anzieht, dass mich vieles interessiert, das - auf welche Art auch immer - mit Österreich verbunden ist. Ich war in Wien, ich liebe Wien - was für ein schöner Ort! Ich war in Wien, als dieser Haider die Wahlen gewonnen hatte. Mir gefällt dieser Kerl nicht, nur um es gleich zu sagen. Und ich sah diese Welle der Euphorie und der Sympathie für diese Politik, für diese Einstellung. Ich habe dann mit vielen Leuten in Wien darüber gesprochen, und keiner hat sich als FPÖ-Wähler zu erkennen gegeben. Wer würde sich auch mir gegenüber als solcher zeigen?

Sonst fühlte ich mich in Österreich auf seltsame Art und Weise zuhause, ich habe ja die doppelte Staatsbürgerschaft. Wissen Sie, die Gewohnheiten, das Essen, das alles war mir bekannt. Es waren dieselben Gebräuche, die wir zuhause in Argentinien pflegten.

Würden Sie sagen, dass Ihre Eltern religiöse Juden waren?

Eher traditionell, aber gläubig, das auf jeden Fall.

Wie hat ihre Mutter¹ auf die späten Entschädigungszahlungen aus Österreich reagiert?

Meine Mutter war froh über die Zahlungen, wenngleich die Beträge gering waren. Sie freute sich weniger über das Geld, sondern mehr darüber, dass sich dieses Land endlich seiner Schuld bewusst zu werden schien. Österreich zahlte sehr, sehr spät. Man hat lange, lange Zeit versucht sich als Opfer darzustellen.

Roman Kaiser-Mühlecker,

GDler an der Fundación Memoria del Holocausto, Buenos Aires

1 Der Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben.

Flucht nach Argentinien

„Und die Frage: Wohin?“

Nach dem „Anschluss“ konnten sich mehrere tausend österreichische Jüdinnen und Juden ins ferne Argentinien retten. Dort hatte sich bereits um die Jahrhundertwende eine kleine, vorwiegend aus dem russischen Zarenreich kommende jüdische Gemeinschaft formiert. Die wirtschaftlich prekären 1920er Jahren führten weitere jüdische Auswanderinnen in das Land am Rio de la Plata. Darunter befanden sich auch Österreicherinnen, die später den Grundstein für die Flucht aus der „Ostmark“ bilden sollten: Das argentinische Einwanderungsmodell sah nämlich die Verwendung der so genannten „llamada“ (zu Deutsch: Ruf) vor: Jede EinwanderIn, die über eine argentinische Aufenthaltsgenehmigung verfügte, durfte - unter bestimmten Auflagen (Einkommensnachweis, etc.) - Verwandte ersten Grades ins Land holen.

Auf diesem Weg kam ein großer Teil der österreichischen ExilantInnen direkt nach Argentinien. Andere mussten jedoch abenteuerliche Routen einschlagen. Umwege über Bolivien, Uruguay oder Paraguay, führten die meisten aber schlussendlich ins pulsierende, kosmopolitische Buenos Aires. Die Neulinge hatten es zu Beginn nicht leicht in dem Land, dessen Sprache sie nicht beherrschten.

Jüdische Hilfseinrichtungen, gegründet von jenen, die noch vor der nazistischen Repression nach Argentinien gekommen waren, linderten die erste Not der Ausgewanderten. Sie versorgten sie sie mit dem Notwendigsten, verhalfen den Flüchtlingen zu Wohnungen und Arbeitsstellen. Außerdem organisierten sie Spanischkurse, um die größte Barriere für eine Integration in die argentinische Gesellschaft zu durchbrechen.

Dass sich die 1938 geflüchteten Österreicherinnen heute auch als Argentinier empfinden, darf als Verdienst der einheimischen Bevölkerung angesehen werden. Eine EmigrantIn erzählt: „Wir haben diesem Land viel zu verdanken, es hat uns mit offenen Armen empfangen!“ R.K.

Buchtipp:

Alfredo SCHWARCZ, Trotz allem... Die deutschsprachigen Juden in Argentinien, Wien u.a. 1995.

Das Museo del Holocausto in Buenos Aires

Die Fundación Memoria del Holocausto (FMH) wurde 1993 mit dem Ziel gegründet, ein Holocaustmuseum in Buenos Aires einzurichten, um das Bewusstsein für die Verbrechen des NS-Regimes in der argentinischen Gesellschaft zu verankern. Eröffnet wurde das Museum 1999, drei Jahre später wurde die

Dauerausstellung „Bilder der Shoa“ installiert. Seither fanden 22 Wanderausstellungen aus aller Welt ihren Platz in dem Museum. Die Institution verfügt außerdem über eine ständig wachsende Bibliothek. Sie führt Bildungsveranstaltungen durch, empfängt Schulklassen¹ und organisiert ZeitzeugInnengespräche - im Museum selbst, in Schulen (auch in Polizeischulen), in Heereseinrichtungen, in der Stadt Buenos Aires wie im Landesinneren.

Das Museum sieht seine Aufgabe darin, in der Gesellschaft zugunsten einer Wertschätzung von kultureller Vielfalt zu wirken. Die Besucherinnen des Museums und die Teilnehmerinnen der Veranstaltungen sollen für die verschiedenen Formen von Antisemitismus, Rassismus und generell von Diskriminierung sensibilisiert werden. Die Legislative von Buenos Aires bedankte sich 2006 für die Bemühungen des Museums, indem sie es als einen „Ort von kulturellem Interesse“ würdigte.

R.K.

1 2006 besuchten über 250 Bildungseinrichtungen und insgesamt über 12.000 Schülerinnen das Museum.

Gedenkdienst im Altersheim „Adolfo Hirsch“

Die Asociación Filantrópica Israelita (AFI) - der Hilfsverein Deutschsprechender Jüdinnen und Juden - wurde am 26. April 1933 von Adolfo Hirsch, Ernesto Oppenheimer und Ricardo Sadler gegründet. Die Gründer und Gründungsmitglieder des Vereins waren allesamt Juden deutschen Ursprungs.

Der Nationalsozialismus erreichte rasch die deutsche Kolonie in Argentinien. So erlebte Doktor Jose S. Weil, ein Gründungsmitglied der AFI und Mitglied des deutschen Krankenhauses in Buenos Aires, wie in einer Versammlung kurz nach der Machtergreifung Hitlers im Jänner 1933 ein Arzt des Krankenhauses und Parteigänger der Nazis den Ausschluss der "nicht-arischen" Mitglieder aus der Mitgliederversammlung forderte. Der damalige Präsident des Hospitals war aber Jude deutscher Herkunft und mit ihm auch einige Mitglieder. Sie konnten diesen ersten Versuch der Gleichschaltung abwenden.

Bald darauf riefen deutschsprachige Juden als Ergebnis einer Analyse der Situation in Deutschland und ihrer Auswirkungen auf Argentinien einen Wohltätigkeitsverein ins Leben, der Emigrantinnen behilflich sein sollte: die AFI. Ihnen war bereits klar, dass die nationalsozialistische Regierung die Lebenssituation der Jüdinnen und Juden in Deutschland nicht nur verschlechtern, sondern ein normales Leben in der Heimat unmöglich machen würde.

Und es gab viel zu tun: Einreiseerlaubnisse mussten aufgetrieben und Arbeitsmöglichkeiten gesucht werden. Man bot außerdem Spanischkurse an, da viele Einwanderinnen mit schlechten bis gar keinen Sprachkenntnissen nach Argentinien kamen. Im Lauf der Jahre traten neue Aufgaben hinzu: Ein Kindergarten wurde gegründet, weil viele Mitglieder des Vereins Kleinkinder hatten, aber beide Elternteile arbeiten mussten, um die Familie zu erhalten. Da auch ältere Jüdinnen und Juden aus Deutschland mit ihren schon erwachsenen Kindern nach Argentinien flohen, schuf man 1940 ein Altersheim. Das passende Grundstück wurde in San Miguel, einem Vorort im Nordwesten von Buenos Aires, gefunden. Am 20. Oktober 1940 war es dann so weit: der Hogar Adolfo Hirsch (HAH) öffnete seine Pforten. Die Mittel zum Kauf, zur Erhaltung und zum Ausbau dieser ca. 3 Hektar großen Quinta (Quinta = Villa in einem Vorort mit großem, privaten Park) kamen und kommen aus Spenden der AFI-Mitglieder, aus Fonds der Claim Conference und Mitteln der deutschen Wiedergutmachung. Die Bewohnerinnen bezahlen ihren Aufenthalt, allerdings wird der zu leistende Betrag auf ihre finanziellen Möglichkeiten abgestimmt.

Die Struktur des Heims

Anfangs hatte das Heim nur eine Kapazität für 21 Bewohnerinnen. Schon ein Jahr nach der Eröffnung wurde durch den Bau eines neuen Flügels auf 60 Betten aufgestockt. In den ersten Jahren gab es noch keine medizinische Assistenz im HAH, für die Betreuung von alten und gebrechlichen Klienten erwies sich diese jedoch bald als unabdingbar. Heute ist rund um die Uhr mindestens ein Arzt im Heim. Der Hogar wuchs immer weiter, machte einige Veränderungen durch, neue Gebäude wurden gebaut und alte abgerissen, bis er schließlich seine heutige Größe erreichte. Insgesamt arbeiten im Heim über 200 Personen: 30 Fachleute aus verschiedensten Bereichen der Medizin, 150 Altenpflegerinnen, Büroangestellte, Küchen- und Sicherheitsbeamte, Gärtnerinnen. Das Heim bietet Platz für fast 200 Personen, die in drei verschiedenen Wohnbereichen untergebracht werden. Das Durchschnittsalter der Bewohnerinnen beträgt an die 90 Jahre (zum Vergleich dazu liegt die mittlere Lebenserwartung in Argentinien bei 76 Jahren, in Österreich bei 79 Jahren), mehr als die Hälfte sitzt im Rollstuhl. Die meisten Bewohnerinnen sind Jüdinnen und Juden deutscher Herkunft. Österreicherinnen, Ungarinnen, Polinnen und Argentinierinnen stellen die Minderheit dar. Bis vor einigen Jahren war der Eintritt ins Heim konfessionell gebunden.

Die Zimmerzuteilung hängt in erster Linie von der körperlichen Verfassung des jeweiligen Klientinnen ab. Leute die noch relativ selbstständig sind, werden im sogenannten „Sector 6“ einquartiert. Dieses Wohngebäude befindet sich etwas abseits vom eigentlichen Hauptgebäude, der SAE (Sector de Atención Especializada). Näher an der SAE liegt der kleinste Wohnbereich des Hogar, der „Sector 4“. Hier leben etwas gebrechlichere Bewohner, die mehr Pflege und Hilfeleistung brauchen. Jene Heimbewohnerinnen, die durch körperliche und/ oder geistige Einschränkungen schon intensiver Pflege bedürfen, werden in der SAE selbst untergebracht. Dieses Gebäude ist das Herz des Heimkomplexes und besteht aus folgenden Sektoren: acht Gängen mit Zimmern für ein bis drei Personen, der UCE (Unidad de Cuidado Especializado - hier werden die Leute nur zeitweilig untergebracht, wenn sie sich verletzt haben oder ihr körperlicher Zustand ständige ärztliche Betreuung verlangt), dem Speisesaal „Marc Chagall“ (für die Bewohnerinnen, die selbstständig essen), dem Speisesaal „La Paloma“ (für jene Bewohnerinnen, die Hilfe bei der Nahrungsaufnahme brauchen), Kinesiologie, Beschäftigungstherapie, Frisiersalon und Küche. Die SAE ist der Hauptarbeitsbereich des Gedenkdieners im Hogar Hirsch.

Die Arbeit des Gedenkdieners

Seit 2005 entsendet Gedenkdienst eine Zivildienstleistenden an das Altersheim, ich bin also nach meinem Vorgänger Robert Hafner erst der zweite an dieser Stelle. Die Arbeitswoche gliedert sich in zwei Teile: Jeweils einen Tag verbringe ich im Büro der AFI in Buenos Aires. Dort beschäftige ich mich mit Pflegegeldanträgen und nehme Kontakt mit österreichischen Mitgliedern der AFI auf, die nicht im Heim wohnen.

Vier Tage pro Woche verbringe ich aber im am Stadtrand gelegenen Hogar als Teil einer Gruppe von Freiwilligen, die von Montag bis Freitag verschiedene Aktivitäten vorbereiten und durchführen: Musikworkshops und -therapie, Diskussionsgruppen, Yoga-Workshop, Herstellung von Marmeladen, Bingo etc. Nachdem eine Volontärin ausgefallen war, die Mittwochs Nachrichten in Deutsch präsentiert

hatte, übernahm Robert diese Aufgabe und gab sie an mich weiter. Ich bereite also die Nachrichten vor und verlese sie dann in einer Kleingruppe. Oft entspinnen sich Diskussionen mit den Teilnehmerinnen. Das stärkt den persönlichen Kontakt.

Viele Heimbewohnerinnen haben Verwandte und Bekannte, die sie nicht oft besuchen können, aber trotzdem den Kontakt nicht verlieren wollen. Die einfachste Möglichkeit ist der Austausch von Neuigkeiten via Email. Einziges Hindernis: Vielen der betagten Bewohnerinnen des Hogar fällt der Umgang mit Computern schwer. Daher helfe ich zwei Mal pro Woche beim Lesen und Schreiben von Emails. Diese Arbeit wird von den Bewohnerinnen sehr geschätzt, da sie dadurch mit ihren Freundinnen und Verwandten leichter in Verbindung bleiben können. Als Zivildienstler profitiere ich durch den persönlichen Kontakt mit den Hilfesuchenden. Ich lerne so nebenbei ihre Geschichte kennen, da sie natürlich erzählen, wer ihnen welche Mails schreibt und wieso. Aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters und schlechten Gesundheitszustands sitzen viele Heimbewohnerinnen im Rollstuhl. Um das auszugleichen und den Körper vor einem weiteren Verfall zu bewahren, werden in der Kinesiologie die Knochen und Muskeln der Patientinnen bewegt: Leute, die noch gehfähig sind, werden zu kleinen Spaziergängen begleitet. Andere werden mit gezielten, leichten Schlägen massiert, um Körperfunktionen zu reaktivieren. Da das Gelände des HAH sehr weitläufig ist und viele Bewohnerinnen mindestens zweimal pro Woche in die Kinesiologie müssen, ist der Transport der Klientinnen ein Problem. Hier eröffnete sich daher ein drittes Arbeitsfeld des Gedenkdieners. Dabei ergeben sich wiederum Gelegenheiten, mit den Leuten zu reden und ihnen zuzuhören.

Ein Resümee meiner bisherigen Erfahrungen

Ich habe die Arbeit im Hogar Hirsch als eine wunderbare Möglichkeit kennen gelernt, meine Sozialkompetenz zu schulen und mit interessanten Leuten in Kontakt zu treten. Ich arbeite mit alten, teilweise schwachen und gebrechlichen Menschen, die einen besonderen Teil unserer europäischen und österreichischen Geschichte am eigenen Leib miterlebt haben. Viele wollen erzählen, wie es ihnen ergangen ist. Man merkt, wie stark sie die erzwungene Emigration geprägt hat. Sie brauchen viel Aufmerksamkeit und der Gedenkdienstler muss Geduld und Ruhe aufbringen. Das ist es aber wert, da man von den Bewohnerinnen viel zurückbekommt. Natürlich sollte man für diese Art von Zivildienst kommunikativ und kontaktfreudig sein. Auch gute Spanischkenntnisse sind vorteilhaft. Aber am wichtigsten scheint mir, dass man sich nicht verstellt und den Leuten mit Offenheit entgegentritt.

Georg Sommerbauer,

seit August 2006 GDler im Hogar

Clash of Narratives oder die Flucht aus der Realität

Florian Wenninger versucht in seinem Artikel „Clash of Narratives“ (Gedekndienst 1/2006) die sehr divergierenden Meinungen der sogenannten „Neuen Historiker“ zusammenzufassen.

Einige von diesen haben einen wertvollen Beitrag zur Weiterentwicklung der Historiographie geleistet, andere begehen gerade die Fehler, die sie pauschal der „alten“ Geschichtsschreibung vorwerfen: Sie verbreiten Mythen, Ideologie und Indoktrination.

Unmittelbar nach der Entstehung Israels gab es tatsächlich eine Geschichtsschreibung im national-epischen und romantischen Stil, die zu Recht kritisiert wurde.

Der Sechs-Tage-Krieg 1967 bildete einen Wendepunkt in der zionistischen Historiographie. Themen, die bis dahin fast tabuisiert waren, wie das Verhältnis des Zionismus zu der Notlage des europäischen Judentums vor, während und nach der Schoah sowie das Verhältnis der Juden zur arabischen Welt wurden nun aufgegriffen. Der anerkannte Historiker Yehuda Bauer - der nicht zu den „neuen Historikern“ gehört - schrieb bereits in seinem ersten, 1970 publizierten Buch: „Die Antwort des Yishuv (und im Allgemeinen des Judentums der Welt) auf die Nachrichten über die Vernichtung des europäischen Judentums ist eine der entscheidenden und schrecklichsten Themen, welche die moderne Jüdische Historiographie konfrontieren. Gewisse Aspekte dieser Sache sind bis jetzt nicht geklärt, geschweige denn entschieden.“¹

Tom Segev versucht den Eindruck zu erwecken, die israelische Geschichtsschreibung habe mit seinen Bestsellern erst begonnen. Jedoch veröffentlichte Yehuda Bauer schon lange zuvor seine wichtigen Werke. Tom Segevs Erklärung, sie seien nicht „neue“, sie seien die ersten Historikerinnen Israels gewesen hat also nichts mit der Realität zu tun. Sein von Florian Wenninger zitierter Vorwurf, „den Zionisten sei es nicht gelungen, ihr wichtigstes Versprechen wahr zu machen und die jüdische Bevölkerung auf der Welt zu schützen“, gehört in den Bereich der politischen Agitation. Wie hätten zionistische Führer ein solches Versprechen vor 1948 abgeben können? Ohne eigenen Staat, selbst in gefährdeter Position, wie sich das 1942 während der Schlacht um El Amein herausstellen sollte.

Der Vorwurf von Segev projiziert Werte, Konzepte und Realitäten von heute in die Vergangenheit, um die Führer der zionistischen Bewegung moralisch verurteilen zu können. Das hat mit kritischer Geschichtsschreibung nichts zu tun.

Zwar sahen die Zionisten (und da mache ich keinen Unterschied zwischen linken und rechten) die Katastrophe kommen, doch mit der Schoah haben sie nicht gerechnet. Die jüdischen Gegner des Zionismus, die nach der Schoah verstummt, sind verborgen hinter der modischen Maske des „Postzionismus“ wiedergekehrt, um die „Monopolisierung“ der Schoah durch die Zionisten zu verdammen, das besondere an der Schoah zu leugnen und diese als einen von vielen Genoziden zu verharmlosen.

Tom Segev weist darauf hin, dass rechte israelische Politiker Yassir Arafat mit Hitler gleichgesetzt haben. Linke israelische Historiker haben jedoch gerade während des Libanonkrieges die Haltung der eigenen Regierung mit jener der Nazis verglichen und der im deutschen Sprachraum bekannte linke israelische Historiker Moshe Zimmermann ging sogar so weit die Bibel mit „Mein Kampf“ zu vergleichen.² Der Historiker Ilan Pappé, Professor an der Universität Haifa, gehört zu denjenigen, die eine Verbindung zwischen dem Schicksal der Palästinenser und der Schoah herstellen. Er ignoriert die Periode des jüdischarabischen Konflikts vor 1948, denn würde er sich damit befassen, müsste er von den 1929 in Hebron und Zfat an nichtzionistischen Juden begangenen Massakern sprechen. Pappé argumentiert, dass die Palästinenser Opfer der Schoah sind, wie es die Juden waren. Indem Pappé die Schoah mit einigen isolierten Gräueltaten vergleicht, die in einer Lage des gegenseitigen Kampfes 1948 geschahen, verharmlost er gröblich die Schoah.³

Der Yishuv und die „Transfer-Lösung“

Florian Wenninger schreibt an zentraler Stelle seines Texts: „Zwar konnte Morris nicht die Existenz eines vorgefassten israelischen Planes zur Vertreibung der autochthonen arabischen Bevölkerung zweifelsfrei belegen, etwa in Form eines eindeutigen Befehls.“ Damit unterstellt er, dass Morris etwas zweifelsfrei belegen wollte. Nach Sichtung des Materials kam dieser jedoch zu dem Schluss, dass es einen solchen Plan nicht gegeben hatte. Immerhin blieben auf israelischem Gebiet 150.000 bis 160.000 Araber, während auf arabischem Gebiet kein einziger Jude bleiben durfte.

Wenninger zitiert die wahrheitswidrige Behauptung Pappés, „innerhalb der Eliten des Yishuvs habe die so genannte „Transfer-Lösung“, also die Vertreibung der ansässigen arabischen Bevölkerung immer eine wichtige Rolle gespielt“. Auch hier ist es wichtig den historischen Kontext zu kennen, bevor man urteilt: Nach dem Ersten Weltkrieg wurde ein Bevölkerungstransfer zwischen der Türkei und Griechenland vollzogen. Die britische Peel-Kommission machte unter Bezug auf diese Erfahrung 1937 den Vorschlag, das Mandatsgebiet zu teilen und die Juden aus dem arabischen und die Araber aus dem jüdischen Teil zu transferieren. Das Thema wurde 1941 wieder aktuell. Die britische Labourpartei forderte nicht nur die Abschaffung des 1939 von den Briten erlassenen Weißbuchs, das gerade zur Zeit der größten Not die jüdische Einwanderung in das Mandatsgebiet radikal beschränkte, sondern sie propagierte auch als Teil der Lösung des Palästina-Problems die Umsiedlung der Araber in ein benachbartes Land.. Während des Zweiten Weltkrieges hatte man auch den Transfer der Wolgadeutschen und der Tschetschenen in den asiatischen Teil der Sowjetunion vor Augen, der sofort nach dem deutschen Angriff durchgeführt wurde.

David Ben Gurion akzeptierte zwar 1937 den Vorschlag der Peel-Kommission, sprach sich aber während der 1940er Jahre gegen einen zwangsweisen Transfer aus, denn er glaubte nicht, dass die palästinensischen Araber dem zustimmen würden. Er sah daher diesen Plan als eine unrealistische Träumerei. Der Standpunkt von Mapai, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die damals eine führende Position einnahm, war auch in dieser Frage rein pragmatisch.

Ben Gurion und seine Genossen nahmen an, dass die siegreichen Alliierten nach dem schrecklichen Krieg bereit sein würden gordische Knoten zu durchhauen, um Probleme aus der Welt zu schaffen, die durch Verhandlungen nicht lösbar waren. Bei Erez Israel (Palästina) handelte es sich um solch einen Fall, denn die arabische Seite war zu keinem Kompromiss bereit. Erinnern wir uns an die Geschehnisse in Europa nach der Befreiung durch die Alliierten, als viele Millionen Menschen transferiert wurden. Millionen Polen wurden z.B. aus den polnischen Ostgebieten an die Oder-Neisse Grenze verfrachtet. Der Prozentsatz der Nationalsozialisten war in Schlesien nicht höher als in Österreich (damals Ostmark), doch fällt es keinem seriösen deutschen Historiker ein, diesen Transfer rückgängig machen zu wollen. Die palästinensische Führung besteht aber bis heute darauf, dass die Ergebnisse des Unabhängigkeitskrieges von 1948 rückgängig gemacht werden. Das wird aus verständlichen Gründen von der überwiegenden Mehrheit der Israelis (mit wenigen Ausnahmen wie zum Beispiel Ilan Pappé) nicht akzeptiert.

Rechtsruck und Postmodernismus

Tatsächlich rückte ab Ende der 1970er Jahre die israelische Gesellschaft nach rechts und der Marxismus übte auch keine Anziehungskraft mehr aus. Einige Israelis revoltierten, indem sie die intellektuelle Mode des Postmodernismus aus den Vereinigten Staaten (bzw. Frankreich) importierten. Sie kamen fast ausschließlich aus dem akademischen Bereich und ihre Hauptangriffe waren nicht gegen die Rechten sondern gegen den linken Zionismus gerichtet. Die Einwanderer aus der Sowjetunion und die längst schon eingewanderten Einwanderer aus den arabischen Staaten haben und hatten mit „Narrativen“ und „Hegemonie“ nichts am Hut. Natürlich sind die Postzionisten in keiner Frage einig. Manche geben sich als prinzipielle Gegner des Nationalismus, andere wie zum Beispiel Ilan Pappé identifizieren sich mit dem arabischen Nationalismus.

Die meisten „neuen Historiker“ geben keine Antwort darauf, was nach 1945 mit den Überlebenden der Schoah hätte geschehen sollen. Es darf angenommen werden, dass sie der Meinung sind, Israel wäre besser nicht entstanden. Pappé hat dies explizit erklärt. Solche Auffassungen sind in Israel nicht tabuisiert und können diskutiert werden. Nur haben sie mit den realen Problemen des Landes herzlich wenig zu tun. Zionisten haben vielen Tausend Juden während der Schoah gerettet und nach der Schoah Hunderttausende aufgenommen, die nicht in Europa und der arabischen Welt bleiben konnten und/wollten. In Polen, Ungarn und der Slowakei kam es noch in der Jahren nach der Befreiung zu Pogromen. Doch die meisten neuen Historiker sind bestrebt, gerade von diesen Tatsachen abzulenken.

Florian Wenninger leitet seinen Beitrag in der GD-Zeitung folgendermaßen ein: „Der nationale Konsens wird dabei in Zeiten äußerer Bedrohung und rechter Parlamentsmehrheiten wesentlich aggressiver verteidigt als noch vor fünfzehn Jahren.“ Diese Behauptung ist substanzlos.

In Israel werden diejenigen Parteien, die an den 1967 eroberten Gebieten festhalten, als rechts qualifiziert. Die überwiegende Mehrheit der Israelis vertritt nicht diese Haltung und die gegenwärtige Regierungskoalition hat die Räumung der meisten Siedlungen im Programm, kann daher gerade in diesem Punkt auch nicht als „rechts“ qualifiziert werden. Der Gazastreifen wurde im Sommer 2005 geräumt.

Ilan Pappé agitiert dafür, die Universität zu boykottieren, an der er selbst lehrt und die ihm sein Gehalt zahlt. Trotzdem kann er seine Lehrtätigkeit ungehindert fortsetzen. Ilan Pappés Beschwerde „Die Offenheit und der Pluralismus sind in Israel verschwunden“ mag zwar ein mit Vorurteilen behaftetes ausländisches Publikum beeindruckt haben, hat aber mit der israelischen Realität nichts zu tun. Es genügt einen Blick in die online-Ausgabe von Haaretz zu werfen, um das Gegenteil bewiesen zu bekommen.

„Nakba“ - die Einseitigkeit des palästinensischen Narrativs

Unter der Überschrift „Unabhängigkeitskrieg“ versus „Nakba“ formuliert Florian Wenninger: „Nach dem Abzug der Briten hatte der Yishuv, wie sich die jüdische Gemeinschaft in Palästina selbst nannte, einen eigenen Staat auf Basis des UN-Teilungsplanes proklamiert, und die arabischen Staaten hätten umgehend versucht, das junge Israel militärisch von der Landkarte zu tilgen.“ Der Konjunktiv „hätten“ lässt darauf schließen, dass hier die Fakten der Geschichte umgeschrieben werden sollen, um dem arabischen „Narrativ“ entgegenzukommen. Jedoch versuchten die arabischen Staaten tatsächlich, das junge Israel militärisch von der Landkarte zu tilgen. Dieses bekam es zunächst mit einer Übermacht von fünf Invasionsarmeen zu tun.

Die erste Phase des Krieges setzte am Tag nach dem UNO-Beschluss zur Teilung Palästinas ein, als Araber am 30. November 1947 zwei jüdische Busse angriffen und sechs Juden töteten. Noch in Anwesenheit der britischen Truppen brach ein Bürgerkrieg zwischen dem Yishuv und den Arabern des Landes aus, denen ein paar Tausend Freiwillige aus den Nachbarländern zur Hilfe eilten. Diese erste Phase des Krieges endete mit einer arabischen Niederlage. Die Zweite Phase begann am 15. Mai 1948, als die arabischen Invasionsarmeen, die eine bessere Ausrüstung und größere Feuerkraft besaßen, den jungen jüdischen Staat angriffen. Während der ersten zwei Wochen der Invasion standen den Arabern mehr als 70 Kampfflugzeuge zur Verfügung, der Yishuv hatte nicht ein einziges. Nachdem die Israelis die Bestandteile der ersten vier tschechisch gebauten Messerschmid-109-Flugzeug-ge zusammengesetzt und am 29. Mai in den Kampf gesandt hatten, wurden zwei sofort verloren. Während der kommenden Monate

hatten die Araber einen überwältigenden Vorteil bei Kampfflugzeugen. Bis Ende Juni besaßen sie eine massive Überlegenheit bei allen schweren Waffen.

Israel verlor etwas über 6000 Menschen (ein Drittel davon Zivilisten) im Krieg. Das entspricht einem Prozent der damaligen Bevölkerung von 650.000 Personen. Überdies wurden zwei von hundert Einwohnern schwer verletzt. Umgerechnet auf das heutige Österreich würde das bedeuten, dass binnen etwas mehr als ein Jahr 80.000 Österreicher getötet würden.⁴

Wenninger sucht die Ursache für den Sieg über die arabischen Armeen in der „mangelnden arabischen Koordination und der vergleichsweise besseren Bewaffnung des Yishuv“. Bis zum Spätsommer 1948 existierte eine solche bessere Bewaffnung (siehe oben) nicht. Die von Wenninger kolportierte Sichtweise hat mit seriöser Geschichtswissenschaft nichts zu tun. Damit möchten nur einige „neue Historiker“ wieder einmal dem arabischen „Narrativ“ entgegenkommen.

Dass im palästinensischen Narrativ das Jahr 1948 als „Nakba“ als Urkatastrophe gilt, ist nachvollziehbar. Doch die palästinensische Nationalerzählung erwähnt lediglich die Massaker, die Juden an Palästinensern begangen haben und keine von Palästinensern an Juden begangenen Massaker. Gerade Benny Morris, dessen Werk „The Birth of the Palestinian Refugee Problem 1947-1949“ Wenninger anführt, hat aber auch diese registriert. Und wie steht es mit den behaupteten „großflächigen Vertreibungen“? Die meisten der damals rund 650.000 Araber flüchteten im Zuge der Kriegshandlungen und wurden nicht vertrieben. Florian Wenninger hat zwar richtig vorausgesagt, dass es zu einer großen Koalition in Israel kommen wird; er hat sich aber geirrt, als er meinte, das Unterrichtsministerium würde einer der kleineren religiösen Parteien zufallen. Er stellte damit die Drohung einer institutionellen Entscheidung der Diskussion über die legitime Sicht auf die israelische Geschichte in den Raum. Jedoch heißt, wie wir heute wissen, die Unterrichtsministerin Juli Tamir und ist Mitglied der Arbeiterpartei. Die Auseinandersetzung über Historiographie wird in Israel sicher nicht institutionell, sondern durch Argumente entschieden werden.

Karl Pfeifer,

Journalist und Buchautor

1 Yehuda Bauer, *Diplomatsia ve-macheteret ba-medini-ut hazionit 1939 -1945* [Diplomatie und Widerstand in der zionistischen Politik 1939-1945], Merchavia 1970, S. 232.

2 Interview mit Zimmermann in den mit Yediot Aharo-not verbundenen Lokalzeitungen am 28.4.1995.

3 Karl Pfeifer, *Neue Historiker*“ ersetzen Tatsachen durch Narrative (www.nahost-politik.de/israel/wissenschaft/historiker.htm).

4 Benny Morris, *The Ignorance at the Heart of an In-nuendo. And Nowfor Some Facts*, in: *New Republic*, 5.8.2006.

Kärnten. Im Land der Abwehrkämpfer.

Gedenken an den Kameraden Oskar Kraus

„Meiner Überzeugung und meinem Bekenntnisse zu der Idee und zu der Bewegung, der ich bis zum traurigen Ende dienen durfte, blieb ich auch jetzt treu, verleugnete nichts, schämte mich nicht, für Führer und Reich gearbeitet und gelitten zu haben, und nach dem Zusammenbruche stand ich in den engl. Anhaltelagern und in den Arbeitslagern nach meiner Verurteilung und ebenso wie heute ungebeugt und ungebrochen zu unserer großen jüngsten Vergangenheit. Mag sie auch verleugnet und besudelt werden, sie ist das Samenkorn für ein Wiedererstehen eines noch herrlicheren deutschen Vaterlandes.“ Dies vermerkte der in Villach lebende und 1887 in Wien geborene Oskar Kraus 1965 acht Jahre vor seinem Tod in einer autobiographischen Rückschau auf sein Leben. Sein Beruf als Bediensteter der k&k Staatsbahn hatte ihn 1910 für zwei Jahre nach Kärnten, dann in die Steiermark geführt, von wo er 1916 als „Beamte in gehobener Verwendung“ endgültig nach Villach zurückkehrte. Seine politische Karriere begann etwas später mit einer kleinen Nebenrolle als völkischer Agitator bei der Kärntner Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 - heute Kärntner Landesfeiertag - und erreichte ihren Höhepunkt, als Kraus von 1938 bis 1945 als nationalsozialistischer Oberbürgermeister von Villach amtierte. Zwischen diesen beiden Eckdaten liegen 18 Jahre antisemitische und antislownische Agitation und Hetzarbeit in deutsch-völkischen Vereinen, die Arbeit als nationalsozialistischer Gemeinderat in Villach während der 1920er Jahre, seine Funktion als Gauredner und als Leiter des illegalen Gauamtes für Kommunalpolitik in den Jahren 1934 bis 1938. Mehrfach wurde er in diesem Zeitraum wegen illegaler nationalsozialistischer Betätigung verhaftet, 1945 folgte eine Internierung im Entnazifizierungslager Wolfsberg. Am 19. August 1947 hatte er sich wegen illegaler NSDAP-Mitgliedschaft zwischen 1934 und 1938 vor dem Grazer Volksgericht zu verantworten, wo er wegen Hochverrates nach dem Verbotsgesetz und angesichts seiner hohen NS-Funktion zu 20 Monaten schwerer Kerker bei gesamtem Vermögensverfall verurteilt wurde. Am 19. April 1948 wurde der nunmehr 61-jährige Oskar Kraus auf Bewährung frühzeitig entlassen und abgesehen von einem kurzen Versuch, mit der Nationalen Liga noch einmal im Villacher Gemeinderat reüssieren zu können, trat er 1953 endgültig in den Ruhestand. Seit 1950 erhielt der Kriegsunversehrte von den Österreichischen Bundesbahnen aufgrund einer Einstufung in Versehrtenstufe 4 eine Pensionszahlung zuerkannt.

„Dein Bild eines Lebensgläubigen wird uns ebenso vor den Augen stehen bleiben wie das eines von Grund aus wahrhaftigen und treuen deutschen Mannes und eines selten guten Kameraden“, hieß es bei der Beerdigung am 6. Juni 1973 über Kraus, der im Kollektivgedächtnis der VillacherInnen bis heute als „korrekter Nazi“ und braver Beamter verankert blieb. Anstelle von Blumenspenden solle des Kärntner Abwehrkämpferbundes gedacht werden, hatte auf seiner Parte gestanden, jener Vereinigung also, die sich - so steht es heute auf ihrer Website - als „Vertretung der Rechte und Interessen der Deutsch-kärntner Bevölkerung im Grenzland“ versteht und gemeinsam mit dem Kärntner Heimatdienst seit Jahrzehnten die Minderheitenpolitik bestimmt und sowohl vom Land als auch von der Republik Österreich offiziell als Verhandlungspartner in der so genannten „Ortstafelfrage“ anerkannt wird.

Und wie es Oskar Kraus, respektive seiner hinterbliebenen Frau Risa ein Anliegen war, dem Abwehrkämpferbund zu gedenken, so ist es dem Abwehrkämpferbund bis heute ein Anliegen geblieben, das Gedächtnis an Oskar Kraus hochzuhalten.

Ein Denkmal aus dem Jahr 2002

Mehr als 30 Jahre nach seiner Beerdigung findet Oskar Kraus als „Abwehrkämpfer“ und „KHD Einsatzleiter“ den Weg auf ein Denkmal, das am 14. September 2002 im Zuge eines groß angelegten Denkmalprojektes des Landes Kärnten - initiiert von Landeshauptmann Haider - bei der Freizeitanlage am Villacher Silbersee enthüllt wird. Kein monumentales Heldendenkmal, kein Pathos auf der Inschriftentafel, keine weiteren, namentlich genannten „Abwehrkämpfer“, einfach nur Oskar Kraus mit oben genannten Funktionen auf einem Metallrelief, das kartographisch auf die Abstimmungszonen von 1920 verweist. Unauffällig, einfach im Raum. Das Denkmal ist eines von insgesamt acht Erinnerungszeichen entlang des Drauradweges, das mit Hilfe der so genannten „Abstimmungsspende“ des Bundes anlässlich des 80-jährigen Volksabstimmungsjubiläums im Jahre 2000 realisiert wurde. Das Projekt lief unter dem Stichwort „bildungspolitische Maßnahme“. Beteiligt waren neben den Gemeinden ein vom Landeshauptmann ernanntes Historikerteam (Alfred Ogris, Claudia Fräss-Ehrfeld, Gernot Piccotini) sowie der Kärntner Abwehrkämpferbund. Im südlichsten Bundesland hatte schon bisher kein Mangel an „Abwehrkampfdenkmalern“ geherrscht, der neu geschaffene „historische Lehrpfad“ fügte sich also bruchlos in die Jahrzehntelang gepflegte Traditionslinie der Kärntner Geschichtspolitik. Die Denkmäler sollten, so Haider gegenüber dem Kurier vom 4. April 2001, „den Bezug der jeweiligen Gemeinde zum 10. Oktober 1920 herstellen.“ Ferner wurde im Zuge des einsetzenden Geranges um die Verteilung der Abstimmungsspende - immerhin die Summe von 55 Millionen Schilling - allgemein bemerkt, dass das Geld nur für „sinnvolle Großprojekte“ ausgegeben werde.

Was blieb, ist im Wesentlichen ein Denkmal, auf dem ein Nazi als „Abwehrkämpfer“ gewürdigt bzw. öffentlich rehabilitiert wird. Dazu kommt das gewohnt bescheidene Resümee des Kärntner Landeshauptmannes, der anlässlich der Präsentation des „Abstimmungsgedenk-Radweges“ im Jahr 2003 erklärte, dass es sich um eine „tolle Initiative in Kooperation mit den Gemeinden und Historikern“ gehandelt habe. Damit sei „die Geschichte Kärntens [...] aufgearbeitet worden.“

Was fehlte, war ein Aufschrei der Kärntner Öffentlichkeit und der Kärntner Medien. Diese berichteten im Kontext der Denkmalsetzung zwar ausführlich über einen Finanzierungskonflikt zwischen Land Kärnten und Stadt Villach, sie verabsäumten allerdings zu bemerken, dass unter Rekurs auf „Abwehrkampf“ und Volksabstimmung eine Naziprovinzgröße zum ehrenwerten Vorbild stilisiert wurde.

Das *Forschungsprojekt*

Die demokratiepolitisch inakzeptable Denkmalsetzung sowie das Ausbleiben von öffentlichen Protesten gaben Anlass für ein Forschungsprojekt des Villacher Vereins *Industriekultur und Alltagsgeschichte*, in dem einerseits der bislang unbearbeiteten politischen Biographie von Oskar Kraus nachgingen und andererseits die Frage nach dem Prozess der Denkmalsetzung in einem übergeordneten Kontext, nämlich dem Kärntner Landesfeiertag, stellten: Geschichte(n) über den 10. Oktober, über seinen Werdegang zum Landesfeiertag, über seine Tradierungsformen und seine antisiowenische Erinnerungsgeschichte, über das Verhältnis der Kärntnerinnen zu „Volksabstimmung und Abwehrkampf“, über die damit verbundenen gesellschaftlichen Verflechtungen und vor allem über die Zusammenhänge zwischen Kärntner Abwehrkampftradition und Nationalsozialismus.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung liegen seit Oktober 2006 als Publikation der edition kärnöl vor. Sie beleuchtet die dichten atmosphärischen Verflechtungen zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem vor dem Hintergrund des Rechtsrucks seit dem Jahr 2000, rekonstruiert den politischen Werdegang von Oskar Kraus und bietet eine Edition der bis dato unveröffentlichten Autobiographie aus dessen Privatnachlass.

Lisa Rettl,
Historikerin, lebt und arbeitet in Wien.

Buchtip:

Lisa Rettl / Werner Koroschitz,
Ein korrekter Nazi.

Oskar Kraus - NS-Oberbürgermeister von Villach. Kärntner Erinnerungsk(r)ämpfe. Drava Verlag (edition kärnöl), Klagenfurt/Celovec 2006. ISBN-10: 3-85435-501 -7 | Preis: € 14,90

Zu bestellen bei Drava Verlag Fon: +43 / 463 / 501 099 | Fax -20 office@drava.at | www.drava.at